



Muhammad Asad

# **DER WEG NACH MEKKA**

Patmos Verlag

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel  
*The Road to Mecca*  
im Verlag Simon & Schuster, Inc., New York 1954.

Die vorliegende Ausgabe entspricht der revidierten Neuausgabe 1982.

© The Book Foundation, Bristol, England, 2009

Die erste deutsche Ausgabe erschien im S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1955.  
Der Autor selbst hat die deutsche Fassung erstellt.

Projektleitung für die deutsche Ausgabe:



Der Zweck des Vereins ist die Förderung des wissenschaftlichen Austausches, der Übersetzung und/oder Veröffentlichung von Print- und Neuen Medien auf gemeinnütziger Basis, die dem Dialog, dem internationalen Friedensgedanken, der Völkerverständigung sowie dem Abbau von Vorurteilen zwischen unterschiedlichen Kulturen dienen.

[www.vdmev.de](http://www.vdmev.de)

[www.muhammadasad.de](http://www.muhammadasad.de)

Für die Schwabenverlag AG ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

4. Auflage 2015

Alle Rechte vorbehalten

© 1997 Patmos Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern

[www.patmos.de](http://www.patmos.de)

Umschlaggestaltung/Gestaltung: init . Büro für Gestaltung, Bielefeld

Umschlagabbildung: istockphoto/Photo des Verfassers

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-0110-8

# INHALT

Vorwort ( <i>Murad Wilfried Hofmann</i> ) .....	7
Die Geschichte einer Geschichte .....	13
I    Durst .....	23
II   Wegesanfang .....	61
III  Winde .....	93
IV   Stimmen .....	133
V    Geist und Fleisch .....	171
VI   Träume .....	201
VII  Wegesmitte .....	223
VIII Dschinne .....	263
IX   Persischer Brief .....	299
X    Daddschal .....	335
XI   Dschihad .....	369
XII  Wegesende .....	405
Erklärung der persischen und arabischen Ausdrücke .....	439
Verzeichnis der Abbildungen .....	443



# VORWORT

Muhammad Asad – Journalist, Diplomat, Aktivist, Gelehrter und Schriftsteller – gilt als einflußreichster muslimischer Intellektueller des 20. Jahrhunderts – einer an überragenden europäischen Muslimen – René Guénon, Marmaduke Pickthall, Frithjof Schuon, Martin Lings, Alija Izetbegovic – keineswegs armen Zeit.

Asad wurde am 2. Juli 1900 in Lemberg (Lwow) / Galizien als Leopold Weiss in eine polnisch-jüdische Akademikerfamilie geboren. Nach seinem vergeblichen Versuch, zu Beginn des 1. Weltkriegs zur österreichischen Armee durchzubrennen, studierte er zunächst mit akademischem Hunger alles mögliche, darunter Philosophie und Kunstgeschichte, in einem von Sigmund Freud und Ludwig Wittgenstein geprägten Wien. Dann zog es ihn Anfang der 20er Jahre dorthin, wo die Musik spielte: nach Berlin.

Hier frequentierte er das berühmte Café des Westens, wo er mit Literaten wie Hugo Ball, aber auch (als Assistent und Drehbuchautor) mit Friedrich Murnau und Max Reinhard sowie (als Reporter der Frankfurter Zeitung) mit Maxim Gorki zusammentraf. Anlässe genug, Asad 1922 als bestellten Journalisten der FAZ in das Land seiner Väter, nach Palästina, zu schicken.

Hier entdeckt Asad seine Bewunderung für alles ursprünglich Arabische und bannte sie mit Rilke'schem Duktus in sein erstes Buch *Unromantisches Morgenland* (Frankfurt: Societätsdruckerei 1924), seinem einzigen auf deutsch geschriebenen Buch. Es läßt erkennen, in welchem Maße sich Asad vom Gebaren der dortigen Zionisten und ihrer Ideologie abgestoßen fühlte und für die palästinensische Bevölkerung Partei ergriff. Erst anschließend entdeckte er auf Reisen im Nahen und Mittleren Osten seine große Liebe auch für die Religion der Araber, den Islam.

Am 27. April 1927 konvertierte Asad in Kairo formal zum (sunnitischen) Islam und heiratete die 22 Jahre ältere deutsche Malerin Elsa (Aziza) Schiemann, geb. Specht, die allerdings während der sofort unternommenen gemeinsamen Pilgerfahrt nach Mekka an Malaria verstarb.

Nunmehr nistete sich Asad im jungen Saudi-Arabien seines Freundes – des späteren Königs – 'Abd al-Aziz ibn Saud ein, um das vom Propheten Muhammad gesprochene Arabisch und die Religion des Islam an der Quelle zu studieren und sich der arabischen Kultur anzuverwandeln. Dabei half ihm seine aus bestem beduinischen Zelt stammende zweite Frau, Munira bint Husayn asch-Schamar. (Ihr gemeinsamer, 1932 geborener Sohn, Talal Asad, machte sich später an amerikanischen Eliteuniversitäten einen Namen als Kulturanthropologe.)

1932 lud der Poet Muhammad Iqbal, geistiger Vater Pakistans, Asad nach Indien ein. Dort, in Lahore, veröffentlichte er 1934 sein erstes, kleines, aber durchschlagendes Buch *Islam at the Crossroads* (Islam am Scheideweg, Mössingen: Edition Bukhara 2007).

Es enthält eine vernichtende visionäre Kulturkritik am Okzident, seinem Utilitarismus, Konsumwahn, Ausbeutertum und an seiner Dekadenz.

Dann widmet sich Asad vornehmlich der vielbändigen, kommentierten Übersetzung der von al-Bukhari gesammelten Aussprüche (al-ahadith) des Propheten Muhammad, von der kriegsbedingt nur der erste Band je erscheinen konnte (Sahih al-Bukhari, Lahore 1938). Denn mit Ausbruch des 2. Weltkriegs wird Asad auf fünf Jahre interniert, zumal er mit dem »Anschluß« Österreichs 1938 Deutscher geworden war.

Dem folgte 1947 als zweite Katastrophe das Auseinanderbrechen Indiens. Asad flieht nach Pakistan, rettet sein Leben, verliert aber all seine Manuskripte.

Nun widmet er sich dem pakistanischen Staatsdienst, u.a. als Direktor der Abteilung für Islamischen Wiederaufbau und als Leiter der Nah- und Mittelost-Abteilung im Außenministerium. 1952 wird er pakistanischer Staatsbürger und vertritt Pakistan als Gesandter bei den Vereinten Nationen in New York.

Von Munira geschieden, heiratet er in diesem Jahr seine dritte Frau, Pola Hamida, eine muslimische Amerikanerin polnischer Herkunft, was im gleichen Jahr zu seinem Ausscheiden aus dem Auswärtigen Dienst führt.

Jetzt beginnt Asads Odyssee von Land zu Land, ja Kontinent zu Kontinent, unter Einschlagen einer einzigartigen literarischen Karriere, sofort mit einem Weltbestseller, *Der Weg nach Mekka* (*The Road to Mecca*, New York: Simon & Schuster 1954). Kein anderes Buch außer dem Qur'an selbst hat jemals mehr Menschen den Weg zum Islam gewiesen.

Als nächstes folgte *The Principles of State and Government in Islam* (Ber-

kley: University of California Press 1961), ein nur 119-seitiges Buch, das nach wie vor als authentischste Darstellung der politischen Dimensionen des Islam und seines Verfassungsrechts gilt. Maßgeblich dafür war, daß Asad darauf bestand, daß der Begriff *shari'ah* ausschließlich für Normen verwendet wird, die sich in Qur'an und Sunna (Überlieferung) des Propheten finden. Alles andere gehöre zur menschengemachten und daher zur Disposition stehenden muslimischen Jurisprudenz (al-fiqh).

1980 schließlich, als Frucht von 17 Jahren beständiger intensiver Arbeit, erschien Asads *opus magnum*, seine präzise kommentierte Qur'an-Übersetzung in shakespeare'schem Englisch, *The Message of The Qur'an* (Gibraltar: Dar al-Andalus 1980). Sie ist nicht nur zahlreich aufgelegt worden; es handelt sich um die einzige neuzeitliche Qur'an-Übersetzung, die ihrerseits in andere Sprachen übersetzt worden ist (schwedisch; türkisch) und nun in Deutsch vorliegt.

Es handelte sich dabei nicht um den oft zu beobachtenden, aber aussichtslosen Versuch, die *Strukturen* und den *Rhythmus* des Arabischen auf englisch nachzuahmen. Vielmehr beschränkte sich Asad darauf, die vielfältige *Bedeutung* der Qur'an-Verse mit den stilistischen Mitteln des Englischen widerzugeben. Daraus wurde die wohl erfolgreichste Qur'an-Übertragung unserer Tage, neuerdings populär selbst in Saudi-Arabien.

Asad meldete sich 1987 nochmals mit einem Bändchen, *This Law of Ours and other Essays* zu Wort (Gibraltar: Dar al-Andalus), in dem er sich wiederum – diesmal weitaus pessimistischer, ja desillusionierter – zu den Voraussetzungen eines echten, intakten islamischen Gemeinwesens äußerte. Keine derartige Gemeinschaft sei in Sicht!

Die Rückschau erhellt, daß Asad auf allen Einzelgebieten der Islamwissenschaften – Qur'an, Sunna, Jurisprudenz, Gesellschaftstheorie und Geschichte – Maßgebliches geleistet hat. Daß dies auch für die muslimischen Kernlande gilt, wurde auf einem Asad-Symposium der Hammer-Purgstall-Gesellschaft am 18. Mai 2000 in Wien festgestellt.

Zu diesem Zeitpunkt war Asad bereits nicht mehr unter den Lebenden. Er starb am 20. Februar 1992 in Mijas, in der spanischen Provinz Malaga, seinem letzten Wohnsitz. Begraben wurde er auf dem muslimischen Friedhof in Granada. Könnte es symbolträchtiger sein?

Bonn, im Sommer 2009

Murad Wilfried Hofmann



Handwritten signature and text in Arabic script. The signature is a stylized, cursive script. Below the signature, there are two lines of text: "1946/1/12" on the left and "24/1/19" on the right.

ZUM ANDENKEN  
AN DEN MÄRTYRERKÖNIG FAYSAL  
UND EIN HALBES JAHRHUNDERT  
DER FREUNDSCHAFT



# DIE GESCHICHTE EINER GESCHICHTE

Die Geschichte, die ich in diesem Buche erzähle, ist eine Art Selbstbiographie – aber es muß gleich vorweggenommen werden, daß es die Lebensgeschichte eines Mannes ist, der nie in weiten Kreisen bekannt war. Sie handelt nicht vornehmlich von abenteuerlichen Ereignissen – denn obschon mir im Laufe der Jahre viele seltsame Abenteuer zugestoßen sind, war kaum eines von ihnen jemals mehr als eine Begleiterscheinung zu Dingen, die sich in mir selber abspielten. Man kann sie auch nicht als die Geschichte einer vorbedachten Suche nach dem Glauben bezeichnen – denn dieser Glaube kam zu mir, langsam, im Verlauf der Jahre, ohne daß ich je bewußt nach ihm gesucht hätte. Meine Geschichte ist einfach die Lebensgeschichte eines Europäers, der den Islam für sich entdeckte und allmählich in die islamische Gemeinschaft hineinwuchs.

Es war mir nie vorher eingefallen, sie zu schreiben, denn ich hatte mir nie gedacht, daß mein Leben für irgend jemand außer für mich selbst von Bedeutung sein könnte. Als ich jedoch zu Beginn des Jahres 1952, nach fast fünfundzwanzigjähriger Abwesenheit vom Abendlande, nach Paris und dann nach New York kam, sah ich mich gezwungen, diese Ansicht zu ändern. Ich war damals Pakistans Gesandter bei den Vereinten Nationen und stand deshalb im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Meine europäischen und amerikanischen Freunde und Bekannten betrachteten mich mit einer gewissen Neugier. Zuerst nahmen sie wohl an, daß mein Fall der eines abendländischen ›Spezialisten‹ wäre, den eine morgenländische Regierung brauchte und verwendete, und daß ich mich aus Bequemlichkeitsgründen der Lebensart des Volkes, dem ich diene, angepaßt hätte; als jedoch meine Tätigkeit bei den Vereinten Nationen es offenkundig machte, daß ich mich nicht nur ›dienstlich‹, sondern auch gefühlsmäßig und geistig mit den politischen und kulturellen Zielen der islamischen Welt identifizierte, da hob ein Erstaunen bei meinen westlichen Freunden

an. Sie begannen, mich über meine Vergangenheit und über meine Anschauungen zu befragen. Sie erfuhren von mir, daß ich meine Laufbahn als Sonderkorrespondent einiger der bedeutendsten mitteleuropäischen Zeitungen begonnen hatte und im Jahre 1926, nach jahrelangen Reisen kreuz und quer durch den Nahen und Mittleren Osten, Muslim geworden war; daß ich nach meinem Übertritt zum Islam nahezu sechs Jahre lang in Arabien lebte und mich der Freundschaft des Königs Ibn Saud erfreute; daß ich dann Arabien verließ und nach Indien ging, wo ich Freundschaft mit Muhammad Iqbal schloß, dem großen islamischen Dichterphilosophen und geistigen Urheber der Pakistan-Idee. Es war Iqbal, der mich bewog, meine Absicht, nach dem östlichen Turkestan, China und Indonesien zu reisen, aufzugeben und in Indien zu bleiben, wo ich ihm helfen könnte, die geistigen und politischen Voraussetzungen des zukünftigen islamischen Staates klarzulegen. In jenen Jahren war ›Pakistan‹ kaum mehr als ein Traum in Iqbals hellseherischem Geiste; für mich jedoch, wie auch für ihn, stellte dieser Traum den einzigen Weg zu einer Wiedererweckung all der schlafenden Hoffnungen der islamischen Welt dar: zur Errichtung einer politischen Gemeinschaft, in welcher die Menschen nicht etwa durch gemeinsame Abstammung, sondern einzig und allein durch ihre Zugehörigkeit zu einer gemeinsamen Weltanschauung aneinander gebunden sein würden. Mehrere Jahre lang widmete ich mich diesem Ziel, forschend, schreibend, Ansprachen haltend; und mit der Zeit erwarb ich mir einen gewissen Ruf als Deuter des islamischen Gesellschaftsrechts und der koranischen Philosophie. Als Pakistan schließlich im Jahre 1947 zustande kam, forderte mich die neue Regierung auf, in ihren Dienst einzutreten. Ich wurde zum Direktor des Amtes für Islamischen Aufbau ernannt, mit der Aufgabe, die wesentlichsten Probleme von Staat und Gemeinschaft im islamischen Sinne zu beleuchten und solcherart eine Grundlage für die künftige Verfassung des neuen Staates zu schaffen. Zwei Jahre später wurde ich – wohl in Anbetracht meiner Kenntnis des Mittleren Ostens – ins Außenministerium versetzt und als Unterstaatssekretär mit der Leitung der Mittelost-Abteilung betraut, in welcher Eigenschaft ich mich besonders bemühte, die Bande zwischen Pakistan und der übrigen islamischen Welt zu verstärken und zu vervielfältigen; und nach zwei weiteren Jahren kam ich als Gesandter zu den Vereinten Nationen nach New York.

Als ich nun all dies meinen Freunden in New York erzählte, begriffen sie, daß es sich bei mir nicht etwa nur um eine äußerliche Anpassung an

die Gemeinschaft handelte, in deren Mitte ich lange Jahre gelebt hatte und deren Regierung ich jetzt diente, sondern um eine bewußte Abwendung von meinem angestammten Kulturkreise und eine ebensolche bewußte Zuwendung zu einem ganz anderen Kreise. Dies jedoch mutete meine abendländischen Freunde gar seltsam an. Sie konnten es sich nicht so recht vorstellen, wieso ein Mann westlicher Geburt und Erziehung sich so vollständig – und anscheinend ohne jeden geistigen Vorbehalt – der islamischen Welt einfügen konnte; wie es ihm möglich gewesen war, sein abendländisches Kulturerbe gegen das Erbe des Islam einzutauschen; und was es eigentlich war, das ihn bewogen hatte, sich einem fremden Glauben hinzugeben, der ja doch – so nahmen sie fraglos an – allen religiösen und gesellschaftlichen Begriffen des Abendlandes ungeheuer unterlegen war ...

Nun aber war es an mir, Fragen zu stellen. Warum denn, fragte ich mich, nehmen meine abendländischen Freunde solch ein Urteil über den Islam ohne weiteres als gültig an? Hat sich auch nur einer von ihnen wirklich die Mühe gegeben, eine unmittelbare Einsicht in die islamische Gedankenwelt zu gewinnen? Gründen sich ihre Meinungen nicht nur auf ein paar Klischees und Zerrbilder, die sie ohne Prüfung von ihren Voreltern übernommen haben? Kann es denn sein, daß die alte griechisch-römische Anschauungsweise – die Zweiteilung des Menschentums in ›hie Griechen (oder Römer), hie Barbaren‹ – im abendländischen Geiste immer noch so tief verwurzelt ist, daß es ihm schwerfällt, auch nur die Möglichkeit wirklicher ethischer Werte in fremden Kulturkreisen in Betracht zu ziehen?

Seit der Zeit der Griechen und Römer sind die europäischen Denker und Geschichtsschreiber gewohnt, die gesamte Weltgeschichte nur vom Standpunkt der europäischen Geschichte und im Lichte abendländischer Kulturerfahrungen zu betrachten. Fremde Zivilisationen fassen sie nur ›beziehungsweise‹ ins Auge – das heißt, nur insoweit als ihr Dasein einen unmittelbaren Einfluß auf die Geschicke des europäischen Menschen aufweist –: und somit sieht das abendländische Auge in der Geschichte der Welt und ihrer mannigfaltigen Kulturen kaum mehr als eine erweiterte Geschichte des Abendlandes.

Ein solch enger Gesichtswinkel muß natürlich eine verzerrte Perspektive zur Folge haben. Der durchschnittliche Europäer oder Amerikaner, der von Kindheit an nur Bücher in die Hand bekommt, in welchen seine eigene Zivilisation und ihre Fragen sehr ausführlich behandelt und in

lebhaften Farben dargestellt sind, während den übrigen Teilen der Welt nur flüchtige Seitenblicke vergönnt werden, unterliegt fast immer einer optischen Täuschung. Er nimmt ohne weiteres an, daß die Kulturerfahrungen des Abendlandes denen der übrigen Welt in jeder Hinsicht maßlos überlegen sind; daraus folgert er, daß die abendländische Lebensweise die einzig gültige Norm darstelle, an der man andere Lebensweisen messen könne; und, weiterhin, daß jeder geistige Begriff, jede gesellschaftliche Einrichtung oder ethische Wertung, die von der westlichen ›Norm‹ abweicht, eo ipso einem niedrigeren Entwicklungsstande angehören müsse. Ähnlich den alten Griechen und Römern ist der zeitgenössische Abendländer überzeugt, daß alle jene ›anderen‹ Zivilisationen kaum mehr als der Menschheit stolpernde Gehversuche sind oder waren – Gehversuche auf dem Wege des Fortschritts, auf welchem das Abendland so unbeirrt dahineilt –, oder bestenfalls (wie etwa im Falle der ›Ahnen-Zivilisationen‹, die der abendländischen in gerader Linie vorausgegangen sind) so etwas wie frühe Kapitel eines Buches, dessen Endkapitel natürlich die abendländische Zivilisation darstellt.

Als ich diesen Gedankengang einem amerikanischen Freunde mitteilte – einem geistig bedeutenden und wissenschaftlich gelehrten Manne –, war er anfangs ziemlich skeptisch.

»Man kann wohl nicht bestreiten«, sagte er, »daß die alten Griechen und Römer in ihrer Haltung fremden Zivilisationen gegenüber recht beschränkt waren; diese Beschränktheit war aber doch nur die unvermeidliche Folge der Verkehrsschwierigkeiten zwischen ihnen und dem Rest der Welt. Wir in der Gegenwart haben ja diese Schwierigkeit schon längst überwunden ... Sicherlich, das müssen Sie doch zugeben, beschäftigen wir Abendländer uns heutzutage ziemlich viel mit dem, was in anderen Kulturkreisen vorgeht. Wie können Sie denn anders alle die Bücher über östliche Kunst und Philosophie erklären, die im letzten Vierteljahrhundert in Europa und Amerika erschienen sind ... alle die Schriften über die politischen Ideen, die gegenwärtig im Osten zirkulieren? Das alles deutet doch zweifellos darauf hin, daß es uns Abendländern aufrichtig danach verlangt, zu begreifen, was andere Kulturen dem Menschen bieten könnten ...«

»Ja, darin mögen Sie wohl recht haben«, antwortete ich. »Ich gebe gern zu, daß die primitive griechisch-römische Anschauung heutzutage nicht mehr ganz wirksam ist. Ihre einstige Schrofheit ist wesentlich gemildert worden nicht zum wenigsten, weil die Reiferen unter den westlichen

Denkern allmählich die ethischen Grundlagen ihrer eigenen Zivilisation zu bezweifeln beginnen. So manche unter ihnen bemühen sich, kulturell befruchtende Gedanken in anderen Teilen der Welt zu erspähen: denn es leuchtet ihnen nunmehr ein, daß es nicht nur ein Buch und eine Geschichte des menschlichen Fortschritts gibt, sondern viele – einfach weil die Menschheit, geschichtlich genommen, keine homogene Einheit darstellt, sondern vielmehr eine Vielheit von Gruppen, die allesamt sehr unterschiedliche Begriffe vom Sinn und Ziel des menschlichen Lebens haben. Soweit haben Sie natürlich recht. Ich habe aber trotzdem nicht das Gefühl, daß der Abendländer fremden Kulturen weniger ›herablassend‹ gegenübersteht als seinerzeit die Griechen und Römer: er ist nur etwas duldsamer geworden ... Wohlgemerkt, nicht etwa dem Islam gegenüber. Eure Duldsamkeit erstreckt sich nur auf gewisse andere, nicht-islamische Kulturen Asiens, die dem seelischen Hunger des Abendlandes auf eine mystisch-verschwommene Art entgegenkommen und dabei der abendländischen Weltanschauung doch zu weit entrückt sind, um ihre ethischen Wertbegriffe auch wirklich in Frage zu stellen.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Nun ja«, antwortete ich, »wenn ein Abendländer sich mit, sagen wir, dem Hinduismus oder Buddhismus beschäftigt, bleibt er sich der grundlegenden Unterschiede zwischen diesen Weltanschauungen und seiner eigenen stets bewußt. Er mag wohl das eine oder das andere in ihren Gedankengängen bewundern, würde aber niemals ernstlich die Möglichkeit in Erwägung ziehen, die fremde Weltanschauung gegen seine eigene abzuwägen oder sie gar der eigenen gleichzusetzen. Weil er sich eben dieser subjektiven Unmöglichkeit a priori wohlbewußt ist, vermag er es, solche wirklich fremde Kulturen mit Gleichmut und oftmals auch mit Wohlwollen zu betrachten. Sobald aber sein Blick auf den Islam fällt – der ja doch abendländischen Wertbegriffen keineswegs so fernsteht wie etwa die brahmanische oder buddhistische Philosophie, verliert sich des Abendländers Gleichmut schnell, und ein gefühlsmäßiges Vorurteil tritt an seine Stelle. Geschieht dies nun, so frage ich mich manchmal, gerade *weil* die islamischen Wertbegriffe denen des Abendlandes so nahestehen, daß sie als eine mögliche Herausforderung so mancher abendländischen Auffassungen erscheinen?«

Sodann legte ich meinem Freunde eine Theorie dar, die ich schon vor Jahren entwickelt hatte, eine Theorie, die das tiefwurzelnde abendländi-

sche Mißtrauen und Vorurteil dem Islam gegenüber möglicherweise erklären könnte.

»Um zu einer wirklich überzeugenden Erklärung dieses Vorurteils zu gelangen«, begann ich, »muß man schon recht weit in die Vergangenheit zurückblicken und, vor allem, den psychologischen Hintergrund der frühesten Beziehungen zwischen dem Okzident und der islamischen Welt zu erfassen suchen: denn was die Abendländer heute über den Islam denken und fühlen, wurzelt in Eindrücken, die während der Kreuzzüge lebendig wurden ...«

»Die Kreuzzüge!« rief mein Freund aus. »Sie wollen wohl nicht ernstlich behaupten, daß was sich vor nahezu tausend Jahren abgespielt hat, immer noch die Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts beeinflussen könnte?«

»Aber das tut's ja gerade! Sie sind erstaunt? Entsinnen Sie sich denn nicht mehr des Erstaunens, das die ersten Entdeckungen der Psychoanalyse begrüßte, als sie uns aufwies, daß so vieles im Gefühlsleben des reifen Menschen – und insbesondere ein Großteil jener scheinbar unerklärlichen Neigungen und Abneigungen, die man unter dem Begriffe der ›Idiosynkrasien‹ zusammenfaßt – auf frühe Kindheitseindrücke zurückgeht? Nun aber – sind denn Völker und Zivilisationen im Grunde nicht etwa nur Sammel-Individuen? Daran kann man wohl nicht zweifeln. Auch ihre Entwicklung ist eng mit den Eindrücken ihrer frühen Kindheit verknüpft. Gleichwie bei wirklichen Kindern mögen jene Eindrücke angenehm oder unangenehm gewesen sein; sie mögen mit der objektiven Wirklichkeit übereingestimmt haben, oder aber des Kindes naiver Irrauffassung eines bestimmten Ereignisses entsprossen sein: was auch immer der Fall sein möge, die bleibende, *formende* Wirksamkeit eines jeden solchen Eindrucks hängt vor allem vom Grade seiner ursprünglichen Stärke ab. Und nun können wir unser Thema weiterführen: das Jahrhundert, welches dem ersten Kreuzzug unmittelbar vorausging – das heißt, das Ende des ersten Jahrtausends der christlichen Zeitrechnung – könnte nicht mit Unrecht als die frühe Kindheit der abendländischen Zivilisation bezeichnet werden ...«

Und ich erinnerte meinen Freund (der selber ein Historiker war) daran, daß jenes gerade die Zeit war, da Europa zum ersten Male seit dem Zusammenbruch des Weströmischen Reiches seinen eigenen Kulturweg zu wandeln begann. Unabhängig von der fast gänzlich vergessenen römischen Erbschaft waren gerade damals neue, völkische Literaturen im Entstehen begriffen; unter der religiösen Eingebung des westlichen Christentums

wachten die bildenden Künste langsam aus der Betäubung auf, in welche die kriegerischen Wanderungen der Goten, Hunnen und Awaren sie einst gestürzt hatten; aus den rohen, ungeschliffenen Gesellschaftsformen des frühen Mittelalters begann sich eine neue Kulturwelt herauszukristallisieren. Und gerade in jenem kritischen, äußerst empfindlichen Zustand seiner Entwicklung – seiner Entstehung, könnte man beinahe sagen – empfing Europa einen gewaltigen Schock: die Kreuzzüge.

Die Kreuzzüge übten wohl den stärksten Gesamteindruck auf eine Zivilisation aus, die sich soeben zu einer Bewußtheit ihrer selbst emporgerungen hatte; geschichtlich genommen, stellten sie auch Europas ersten – und durchaus erfolgreichen – Versuch dar, sich selbst als eine Kultureinheit anzusehen. Niemals, weder vor noch nach dem ersten Kreuzzug, hat je ein Ereignis so viel Begeisterung auf dem europäischen Kontinent ausgelöst. Ein Rausch flog über den Erdteil dahin, eine Sturzflut des Gefühls, die fast alle Völker mit sich riß und zum ersten Male die Schranken der Staaten, Stämme und Klassen überwand. Vor jener Zeit hatte es wohl Franken und Deutsche und Angelsachsen, Burgunder und Sizilianer, Normannen und Lombarden gegeben – eine Vielfalt von Stämmen und Rassen, denen kaum etwas gemeinsam war außer der Tatsache, daß fast alle ihre feudalen Königreiche und Fürstentümer aus den Trümmern des Römischen Reiches entstanden waren und daß sie sich alle zum christlichen Glauben bekannten –: aber in den Kreuzzügen, und durch die Kreuzzüge, wuchs diese Glaubenseinheit zu etwas Höherem, gänzlich Neuem empor – nämlich zum politisch-religiösen Begriff der ›Christenheit‹ und darüber hinaus fast gleichzeitig zum kulturellen Begriff des ›Abendlandes‹. Als Papst Urban II. in seiner berühmten Rede zu Clermont, im November 1095, die Christen zum Kriege gegen das ›schändliche Heidenvolk‹ aufrief, welches das Heilige Land in Banden hielt, verkündete er – wohl ohne es selber zu ahnen – die geistige Verfassung der abendländischen Zivilisation.

Aus dem traumatischen und im geschichtlichen Sinne höchst positiven Erlebnis der Kreuzzüge erstand Europas Bewußtsein seiner kulturellen Einheit; aber durch dieses selbe Erlebnis wurde der Islam in das falsche Licht gerückt, in dem er bis auf den heutigen Tag dem Abendland erscheint. Nicht etwa nur, weil die Kreuzzüge Krieg und Blutvergießen bedeuteten: so viele Kriege sind ja zwischen Völkern ausgefochten und nachträglich vergessen worden, und so viele Feindseligkeiten, die zu ihrer Zeit unausrottbar erschienen, verwandelten sich später in Freundschaften. Nein, das

Übel, das die Kreuzzüge mit sich brachten, blieb nicht auf Waffengeklirr beschränkt: es war vor und über allem ein geistiges Übel – eine Verhetzung des abendländischen Geistes gegen die islamische Welt durch eine bewußte Mißdeutung der islamischen Lehre. Damit den Kreuzzügen eine ethische Berechtigung erhalten bleibe, mußte der Prophet des Islam als Anti-Christ dahingestellt und sein Glaube mit den düstersten Farben als eine Quelle aller Unzucht und Verderbtheit ausgemalt werden. ... Es war zur Zeit der Kreuzzüge, daß im Abendlande die lächerliche Auffassung um sich griff, der islamische Glaube sei auf roher Sinnengier und brutalem Machtstreben aufgebaut und weitaus mehr auf Ritualbefolgung als auf Herzensreinigung bedacht; und es war zu eben jener Zeit, daß man den Propheten Muhammad – der ja allen Propheten des Judentums und Christentums die tiefste Verehrung dargebracht hatte – in Europa ›Mahund‹ zu nennen pflegte. In jenen Jahrhunderten war das Abendland im dunkelsten Aberglauben befangen, und das Zeitalter unabhängiger Forschung barg sich noch in der ungeborenen Zukunft: und deshalb fiel es den geistlichen und weltlichen Machthabern nur allzu leicht, die giftige Saat des Hasses zu säen und den Islam, der ja als Glaube und Gesellschaftsordnung in so mancher Hinsicht von dem Glauben und der Gesellschaftsordnung Europas abwich, als ein Blendwerk des Teufels und vernichtungswertes Greuel hinzustellen. So war es auch kein Zufall, daß das feurige Rolandslied, das den Sieg der Christenheit über die maurischen ›Heiden‹ in Südfrankreich beschreibt, nicht etwa zur Zeit jener sagenhaften Schlachten verfaßt wurde, sondern drei Jahrhunderte später – nämlich, unmittelbar vor dem ersten Kreuzzug – und mit einem Schlage zu so etwas wie einer europäischen ›Volkshymne‹ wurde; und es ist auch kein Zufall, daß dieses kriegerische Epos, zum Unterschied von den dialektisch und örtlich bedingten Literaturen des frühen Mittelalters, den Anfang der *europäischen* Literatur darstellt: kein Zufall dies – denn der Haß gegen den Islam neigte sich als Gevatter über die Wiege der abendländischen Zivilisation.

Es ist eine geschichtliche Ironie, daß die Feindschaft des Abendlandes gegen den Islam – eine Feindschaft, die ja in ihren Anfängen religiös bedingt war – immer noch fortlebt zu einer Zeit, in welcher der religiöse Glaube einen so geringen Platz im Denken und Fühlen des Abendländers einnimmt. Aber das ist nicht allzu erstaunlich. Es kommt gar nicht so selten vor, daß in einem Menschen, der im Verlaufe der Jahre seinen Kindheitsglauben verloren hat, eine bestimmte Gemütsregung, die ursprünglich

mit jenem Kindheitsglauben verknüpft war, unbewußt und irrational das ganze spätere Leben hindurch wirksam bleibt –

»– und genau dies«, so beendete ich meine Ausführung. »scheint sich in jener Sammel-Persönlichkeit abgespielt zu haben, die wir als abendländische Zivilisation bezeichnen. Der Schatten der Kreuzzüge schwebt überm Abendlande bis zum heutigen Tag, und in seiner Einstellung zum Islam und zur islamischen Welt zeigen sich immer noch deutliche Spuren jenes hartnäckigen Gespensts ...«

Mein Freund schwieg lange; er war sichtlich unruhig und verduzt. Mit langen Schritten, Hände in den Rocktaschen, ging er kopfschüttelnd im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er stehen und sah mich an:

»Vielleicht ist an dem, was Sie sagen, wirklich was dran ... ja, es mag sein, daß Sie mit Ihrer Theorie schon recht haben, obwohl ich natürlich nicht imstande bin, so ohne weiteres ja oder nein zu sagen ... Aber immerhin – sehen Sie denn nicht, daß, falls Sie wirklich recht haben, Ihr eigenes Leben Ihren abendländischen Freunden seltsam und befremdend erscheinen muß? Könnten Sie denn nicht, um dem abzuhelfen, uns etwas von Ihren persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen mitteilen ... wieso Sie denn eigentlich mit dem Islam in Berührung kamen, was Sie daran angezogen hat? Ja, warum schreiben Sie denn nicht eine Selbstbiographie? Ich bin überzeugt, das würde eine höchst fesselnde Lektüre abgeben!«

Lachend antwortete ich: »Wenn Sie davon so überzeugt sind, dann könnte ich mich vielleicht überreden lassen, vom diplomatischen Dienst Abschied zu nehmen und solch ein Buch zu schreiben. Warum denn auch nicht? Schriftstellerei war ja mein ursprünglicher Beruf ...«

In den Wochen und Monaten, die diesem Gespräch folgten, verlor meine scherzende Antwort allmählich den Ton eines Scherzes. Ich begann ernstlich daran zu denken, meine Lebensgeschichte niederzuschreiben. Mein Weg zum Islam war ja in einem gewissen Sinne einzigartig gewesen: ich war nicht etwa Muslim geworden, weil ich unter Muslims lebte – sondern im Gegenteil, ich hatte mich entschlossen, unter ihnen zu leben, weil ich Muslim geworden war. Wäre es denn nicht möglich, meinen persönlichen Erfahrungsweg abendländischen Lesern zu schildern und auf diese Weise vielleicht behilflich zu sein, die dunklen Schleier, die den Islam und seine Kultur immer dem westlichen Denken verhüllen, etwas zu heben? Würde nicht so ein Beitrag zur Verständigung zwischen der islamischen und der westlichen Welt vielleicht von größerem Wert sein als meine Arbeit im

diplomatischen Dienst? Unter meinen pakistanischen Landsleuten gab es wohl viele, die den Posten eines Gesandten bei den Vereinten Nationen ebensogut bekleiden konnten wie ich – aber wie viele Muslims waren wie ich in der Lage, den Islam dem Abendland verständlich zu machen? Ich war ein Muslim – aber ich entstammte dem Abendland: und so sprach ich die geistige Sprache sowohl des Islam als auch des Abendlandes ...

Daraufhin, gegen Ende des Jahres 1952, nahm ich vom pakistanischen Staatsdienst Abschied und begann dieses Buch zu schreiben. Ob es auch wirklich eine so ›fesselnde Lektüre‹ darbietet, wie mein amerikanischer Freund es erhoffte, kann ich natürlich nicht sagen. Ich konnte nicht mehr tun als versuchen, aus der Erinnerung – unterstützt von einigen wenigen alten Aufzeichnungen sowie auch Zeitungsartikeln, die ich vor langer Zeit geschrieben hatte – den verwickelten Pfaden einer persönlichen Entwicklung nachzuspüren, die sich über viele Jahre und einen sehr weiten geographischen Raum erstreckte.

Und hier ist sie, diese Geschichte: nicht die Geschichte meines ganzen Lebens, sondern nur der Jahre, ehe ich nach Indien ging – jener bewegten Jugendjahre in Europa und der aufregenden Jahre des Reisens in fast allen Ländern zwischen der Libyschen Wüste und den schneeigen Gipfeln des Pamirs, zwischen dem Bosporus und dem Arabischen Meer. Ich erzähle sie im Rahmen und (das soll man sich vor Augen halten) *aus der zeitlichen Perspektive* meiner letzten Wüstenreise aus dem Innern Arabiens nach Mekka, im Spätsommer 1932: denn während der dreiundzwanzig Tage jener Wanderung kam mir die innere Form meines Lebens selber endgültig zum Bewußtsein.

Das Bild Arabiens, so wie ich es in den nachfolgenden Seiten gebe, gehört zum Teil der Vergangenheit an. Das alte Arabien besteht nicht mehr. Seine Einsamkeit und Lauterkeit ist unter einem machtvollen Strom von Öl und ölgeborenem Gold in die Brüche gegangen. Seine große Einfachheit ist verschwunden; und mit ihr verschwand vieles, das menschlich einzigartig war. Trauernd um etwas Kostbares, das jetzt verloren ist und nie mehr zurückgewonnen werden kann, entsinne ich mich jener letzten, langen Wüstenwanderung, da wir ritten, ritten, zwei Mann auf zwei Dromedaren, durch schwimmendes Licht ...

# I DURST

## 1

Wir reiten, reiten, zwei Mann auf zwei Dromedaren, die Sonne loht über unseren Köpfen, alles ist Schimmer und Flimmer und schwimmendes Licht. Rötliche und orangegelbe Dünen – Dünen und Dünen und Dünen – Einsamkeit und brennende Stille, und zwei Mann auf zwei Dromedaren in jenem schaukelnden Paßgang, der dich wie auf Meereswellen wiegt und so schläfrig macht, daß du den Tag, die Sonne, den heißen Wind und den langen Weg vergißt. Dürre Grasbüschel wachsen hie und da auf den Dünenkämmen, und knotige *hamdh*-Sträucher winden sich wie Riesenschlangen über den Sand. Schläfrig sind die Sinne geworden, du wiegst dich im Sattel und nimmst kaum noch etwas um dich wahr außer dem Knirschen des Sandes unter den Sohlen der Kamele und der Reibung des Sattelknaufs an deiner Kniekehle. Zum Schutz gegen Sonne und Wind ist dein Gesicht ganz ins Kopftuch gewickelt, und dir ist, als trügest du deine eigene Einsamkeit, wie ein greifbares Ding, quer durch den endlosen Wüstenraum, quer mittendurch ... zu den Brunnen von Tayma ... den dunklen Brunnen von Tayma, die dem Durstenden Wasser gewähren ...

»... quer durch die Nufud nach Tayma«, höre ich jemand sagen und weiß nicht, ob es eine Traumstimme ist oder die Stimme meines Gefährten.

»Sagtest du etwas, Zayd?«

»Ich sagte«, antwortet mein Gefährte, »daß nicht viele gleich uns quer durch die Nufud ziehen würden, nur um die Brunnen von Tayma zu sehen ...«

Zayd und ich befinden uns auf dem Rückweg von Qasr Athaymin, an der nedschdisch-irakischen Grenze, wohin ich vor einigen Wochen auf Ersuchen des Königs Ibn Saud ging. Da ich meine Aufgabe schneller als gedacht erledigt hatte, beschloß ich, die ferne, uralte Oase von Tayma zu besuchen, mehr als dreihundert Kilometer gegen Südwesten: das alttestamentliche *Tema*, von dem Jesajah sprach: »Die da im Lande Tema woh-

nen, bringen Wasser dem Durstenden entgegen.« Taymas Wasserreichtum, seine riesigen Brunnen, die kaum ihresgleichen in ganz Arabien haben, erhoben schon in vorislamischer Zeit die einsame Oase zu einem Mittelpunkt des Karawanenverkehrs und einer Hochburg altarabischer Kultur. Obwohl all dies schon längst der Vergangenheit angehört und fast vergessen ist, habe ich es mir oft gewünscht, Tayma zu sehen: und so zogen wir von Qasr Athaymin los, die üblichen Karawanenpfade außer acht lassend, geradeaus in die Große Nufud hinein – mitten ins Herz dieser rötlichen Sandwüste, die sich so gewaltig zwischen dem zentralarabischen Hochland und der Syrischen Wüste lagert. Kein Pfad geht durch diesen Teil der ungeheuren Einöde. Der Wind sieht darauf, daß keines Menschen oder Tieres Fuß eine bleibende Spur in dem weichen, nachgiebigen Sand hinterläßt und daß auch kein anderes Wegmal des Wanderers Auge lenkt: unterm Streicheln des Windes ändern sich die Umrisse der Dünen von Tag zu Tag und fließen in einer langsamen, kaum merklichen Bewegung von Gestalt zu Gestalt, Hügel zu Tälern verebbend, Täler zu neuen Hügeln aufwachsend, spärlich von den gleichen dünnen, leblosen Gräsern übersät, die leise im Winde rascheln und selbst dem Kamelmaul aschenbitter schmecken.

Obschon ich diese Wüste mehrere Male in mehreren Richtungen durchzogen habe, würde ich mich dennoch nicht trauen, unbegleitet hier zu wandern; und deshalb freut es mich, Zayd bei mir zu haben. Diese Landschaft hier ist seine Heimat: er gehört dem Stamme der Schammar an, die an den südlichen und östlichen Rändern der Großen Nufud leben und alljährlich, sobald die heftigen Winterregen die Dünen in üppige Wiesen verwandeln, ein paar Monate lang ihre Herden in der Mitte der Wüste weiden. In Zayds Blute bergen sich alle Stimmungen der Wüste; sein Herz schlägt im Gleichtakt mit ihnen.

Zayd ist wohl der schönste Mann, den ich je sah: breitstirnig, schmalgliedrig, feinknochig, mittelgroß, von sehniger Kraft. Über dem weizenbraunen Schmalgesicht, den scharfgezeichneten Backenknochen und dem herben und zugleich sinnlichen Mund liegt jener wache, abwartende Ernst, der für den echten Araber so kennzeichnend ist – Würde und Anmut innig gepaart. In Zayds Wesen sind rassereines Beduinentum und städtische Lebensart zu einer glückhaften Einheit verschmolzen: er hat es verstanden, die Instinktsicherheit des Beduinen – nicht aber den beduinischen Wankelmut – unversehrt in sich zu wahren, und hat sich die praktische Weisheit des Städters erworben, ohne dessen Sophisterei zu verfallen. Wie

ich selber, sieht auch er dem Abenteuer gern entgegen, ohne je nach ihm zu jagen. Von seiner frühesten Jugend an ist sein Leben äußerst bewegt gewesen. Kaum dem Knabenalter entwachsen, diente er im Kamelkorps des türkischen Heeres und nahm am Sinai-Feldzug im Weltkrieg teil; späterhin verteidigte er seine Schammar-Heimat und deren Herrscher, die Dynastie Ibn Raschid, gegen Ibn Saud; eine Zeitlang trieb er Waffenschmuggel im Persischen Golf; er war ein stürmischer Liebhaber vieler Frauen in allen Teilen der arabischen Welt (Frauen, die er natürlich allesamt, eine nach der anderen, rechtmäßig heiratete und ebenso rechtmäßig wieder schied); Roßhändler in Ägypten; Glücksritter im Irak; und nunmehr, seit nahezu fünf Jahren, mein Dienstmann und Kamerad in Arabien.

Und so kommt es, daß wir jetzt, wie so oft vorher, in diesem Spätsommer von 1932 auf unserm einsamen Weg durch die Wüste ziehen. Endlos ist dieser Weg zwischen Dünen. Zuweilen halten wir an dem einen oder andern der weit auseinanderliegenden Wüstenbrunnen; die Nächte verbringen wir unter den Sternen; tagsüber streichen die Sohlen unserer Dromedare knirschend über den heißen Sand; manchmal ertönt Zayds Stimme, rauh-zart, halblaut singend im Gleichklang mit der Reittiere Schritt; am Abend kochen wir Kaffee und Reis und gelegentlich auch Gazellen- oder Hasenfleisch; kühler Windhauch streicht über unsere Körper dahin, als wir nachts im Sande liegen; Sonnenaufgänge über den Dünen, rot und gewaltsam wie Feuerwerk berstend; und manchmal, so wie heute, erschüttert uns das Wunder erwachenden Lebens ...

Wir hielten unterwegs für unser Mittagsgebet. Als ich meine Hände, Gesicht und Füße zu waschen begann – denn seit wir gestern an einem Wasserloch vorbeikamen, ist unser Wasservorrat wieder einmal ganz beachtlich geworden –, da fielen einige Tropfen aus dem Lederschlauch auf ein verdorrtes Grasbüschel zu meinen Füßen, ein armseliges kleines Kraut, vergilbt und leblos unter den harten Strahlen der Sonne. Aber kaum war es benetzt, da fuhr ein Zittern durch die zusammengerollten Halme, und sie taten sich langsam, bebend und zögernd, auf! Noch einige Tropfen – und die winzigen Halme begannen sich zu regen und krümmten sich krampfhaft, wie von einem plötzlich erwachenden Strom durchpulst, und richteten sich langsam, bebend und zögernd, hoch ... Ich hielt meinen Atem an und goß mehr Wasser über das Grasbüschel. Seine Bewegungen wurden rascher, heftiger, als ob eine verborgene Macht es aus einem Todestraum stieß; seine Halme – welch eine Wonne, dies anzusehen! – zogen sich zu-

sammen und streckten sich wie die Arme eines Seesterns; ein scheuer, unaufhaltsamer Rausch bemächtigte sich ihrer, eine richtige kleine Orgie der Lust: und solcherart zog das Leben siegreich wieder in dieses eben noch Verdorrte ein – zog siegreich, gewaltsam ein –, erschütternd und unbegreiflich in seiner Erhabenheit.

Das Leben in seiner Erhabenheit: du fühlst es immer wieder in der Wüste. Da es so hart ist und so schwer zu erhalten, erscheint es immer wieder als ein Geschenk, ein Schatz, eine Überraschung. Denn so gut du sie auch zu kennen glaubst, überrascht dich die Wüste immer wieder mit ihrer verborgenen Lebensmacht. Manchmal, wenn du sie in all ihrer Starrheit und Leere zu sehen glaubst, erwacht sie aus ihrem Traum, schickt ihren Atem aus – und zartes, blaßgrünes Gras sprießt da hervor, wo gestern nichts war außer Sand und Kiesel. Sie schickt zum andern Male ihren Atem aus – und Hunderte von kleinen Vögeln flattern plötzlich durch die Luft – woher? wohin? – schlankleibig, schmalflügelig, von der Größe einer Schwalbe, smaragdgrün leuchtend; oder ein Heuschreckenschwarm, grau und unabsehbar wie ein hungriger Heerzug, rauscht von der Erde auf ...

Das Leben in seiner Erhabenheit: Erhabenheit des Kärglichen, ewig überraschend: hierin birgt sich der ganze unnennbare Duft Arabiens, Hauch von Sandwüsten, wie diese hier und der zahllosen anderen, ewig wechselnden Landschaftsbilder.

Manchmal ist's Basaltboden, schwarz und splittrig; manchmal Dünen ohne Ende; manchmal ein *wadi* zwischen Felsenhügeln, von Dornbüschen erfüllt, mit aufschreckenden Hasen hie und da und Gazellenspuren im Sande; manchmal lockere Erde und ein paar feuergeschwärzte Steine, auf welchen längst vergessene Wanderer in längst vergessenen Nächten wohl ihr Essen kochten; manchmal ein Dorf unter Palmen, und die hölzernen Rollen über den Ziehbrunnen singen dir zu und musizieren ohne Unterlaß; manchmal ein Brunnen mitten im Wüstental, von beduinischen Hirten umdrängt, die eifrig ihre durstigen Schafe und Kamele tränken – sie singen im Chor, da sie das Wasser in riesigen Ledereimern hochziehen, um es gleich darauf, zur Wonne der aufgeregten Tiere, rauschend in die Ledertröge zu gießen. Dann ist wieder die Einsamkeit da in leeren Steppen, von der Sonne ohne Gnade übermannt; Flecken von hartem, gelbem Gras und niedrige Laubbüsche, die mit schlangenhaften Ästen über den Boden kriechen, bieten den Dromedaren willkommene Weide; ein wilder Akazienbaum spreizt seine Äste weit auseinander gegen den stahlblauen Himmel;

zwischen Erdhügeln und Steinen, nach rechts und links äugend, huscht eine kleine Eidechse hervor, wie ein Geist erscheinend und verschwindend – die goldhäutige Eidechse, von der man sagt, sie trinke niemals Wasser. In einem Taleinschnitt stehen schwarze Zelte aus Ziegenhaar; eine Herde von Kamelen wird durch den Nachmittag heimwärts getrieben, die Hirten reiten auf ungesattelten jungen Kamelstuten, und wenn sie die Tiere anrufen, saugt die Stille an ihren Stimmen und nimmt ihnen jeden Widerhall.

Manchmal siehst du flimmernde Bilder, Bilderschatten fern am Horizont: Wolken? Sie schweben zu niedrig, auch verändern sie zu oft ihre Farbe und Lage. Zuweilen gleichen sie graubraunen Bergen – aber in der Luft, etwas überm Horizont; zuweilen schattigen Pinienwäldern mit gezackten Baumkronen – aber in der Luft. Und wenn sie sich senken und zu fließend-einladenden Wassern, zu Seen und Strömen werden, in denen die Berge, Baumkronen und Wolken sich zitternd spiegeln, da erkennst du sie: es sind die Trugbilder der Fata Morgana – jene verräterische Kimmung, welche die Dschinne aus dem Nichts hervorzaubert, damit der Wanderer zu falschen Hoffnungen und so zum Dursttod gelenkt werde: – und deine Hand tastet unwillkürlich nach dem Wasserschlauch, der an deinem Sattel hängt ...

Es gibt auch Tage und Nächte voll von anderen Gefahren: Wüstenkriege, da die Stämme von wilder Bewegung ergriffen sind und der Reisende nachts am Lagerplatz kein Feuer anzündet, um nicht aus der Ferne gesehen zu werden, und die langen Stunden sitzend durchwacht, das Gewehr zwischen den Knien. Und jene friedlichen Tage, wenn du nach langer, einsamer Wanderung einer Karawane begegnest und am Abend beim Lagerfeuer den Gesprächen der ernstesten, sonnengebräunten Männer zuhörst: sie sprechen von den einfachen, großen Dingen des Lebens und Sterbens, vom Hunger und seiner Befriedigung, von Stolz und Liebe und Haß, von der Fleischeslust und ihrer Stillung, von Krieg und Kampf, von den Palmenhainen im fernen Heimatdorf: und niemals hörst du leeres Geschwätz – denn in der Wüste kann man nicht schwätzen ...

Und du hörst den Ruf des Lebens in jenen Dursttagen, da die Zunge wie ein trockenes Stück Holz am Gaumen klebt und der Horizont keine Erlösung schickt, sondern nur glühenden Samum-Wind und wirbelnden Staub. Und an ganz anderen Tagen, wenn du Gast in Beduinenzelten bist und die Männer dir mächtige Holzschalen voller Milch darbringen – die Milch fetter Kamelstuten zu Beginn des Frühlings, da die Dünen und Steppen nach

starken Regenfällen wie ein Garten grünen und die Euter der Tiere schwer und rund sind –, und hinter dem Zelt kannst du die Frauen lachen hören, die überm offenen Feuer ein Schaf dir zu Ehren als Mahlzeit bereiten.

Wie rotes Metall verschwindet die Sonne hinter Hügeln; höher als irgendwo sonst in der Welt ist der nächtliche Sternenhimmel; blaßgrau und kühl dämmern die Morgen. Kalt sind die Nächte im Winter, schneidende Winde schlagen gegen das Lagerfeuer, um welches du und deine Gefährten wärmesuchend eng beieinander hocken; brennend die Sommertage, da du durch endlose Stunden auf deinem schaukelnden Dromedar reitest, reitest, dein Gesicht zum Schutz gegen den sengenden Wind ins Kopftuch ver mummt, deine Sinne in wiegende Schläfrigkeit gelullt, während hoch oben in der Mittagshitze ein Raubvogel seine Kreise zieht ...

## 2

Der Nachmittag gleitet langsam an uns vorüber mit seinen Dünen, seiner Stille und seiner Einsamkeit.

Auf einmal bricht die Einsamkeit entzwei; eine kleine Schar von Beduinen kreuzt unseren Weg – vier oder fünf Männer und zwei Frauen auf Dromedaren, begleitet von einem Lastkamel, das ein zusammengerolltes schwarzes Zelt, Kochtöpfe und Kupferschüsseln und zwei kleine Kinder auf seinem Rücken trägt. Als sie uns erblicken, halten die Leute ihre Reittiere an:

»Friede sei mit euch.«

Und wir antworten: »Und mit euch sei Friede und die Gnade Gottes.«  
»Wohin des Weges, o ihr Wanderer?«

»Nach Tayma, *inscha-Allah*.«

»Und wo kommt ihr her?«

»Von Qasr Athaymin, Bruder«, antworte ich; und dann herrscht Schweigen. Ein magerer, ällicher Mann mit scharfem Gesicht und dunklem Spitzbart scheint der Führer der Schar zu sein; dunkel und spitz ist auch sein Blick, als er, leichthin über Zayd hinwegstreifend, mißtrauisch mich Fremdling von heller Gesichtsfarbe mustert, der so unerwartet in dieser pfadlosen Einöde aufgetaucht ist: ein Fremdling, der behauptet, er käme aus der Richtung des britisch-besetzten Irak und deshalb (ich kann Scharfgesichts Gedanken deutlich lesen) selber ein Ungläubiger sein könnte, der



*Zayd*